

## Echo time (void)

Heute Nacht habe ich dein Blut gewaschen. Der Arzt, der es dir abnahm, ließ es in eine große Wanne voll Alkohol laufen, die wir unter ständigem Kippen immer in Bewegung halten mussten. Der Raum war eine Kreuzung aus Nachtlokal und Klinik. Eine mit Samt bespannte Liege im Keller. Leuchtstoffröhren. Reklame. Ich sehe noch, wie sich alles Rot rechts unten sammelte und in kleinen Flocken ausfällte, als hätte jemand Zellulose hineingetan. Du hattest dich mit etwas infiziert, an das ich mich nicht mehr erinnern kann. Wenn es sich nicht vermischt, sei das ein Zeichen deiner Immunität, sagte der Arzt. Dann stellte er – plötzlich Barkeeper – Sektgläser in einer Reihe auf ein kleines Sims und füllte etwas von der roten Flüssigkeit hinein. Das erste Glas musste ich trinken. Trank es verwundert, mit ein wenig Widerstand und erstaunlich wenig Ekel. Es schmeckte wie Campari. „Es ist immer besser, wenn man nicht weiß, wie etwas zustande kommt“, hörte ich mich sagen und es fühlte sich an wie eine wichtige Erkenntnis. Das ist das einzige, was ich noch weiß. Heute nicht aus dem Schlaf gekommen, ahne ich, dass da noch mehr war. Seit einiger Zeit spielt sich mit mir etwas ab, an dem ich nicht teilnehme. Ich kann mir selbst nicht mehr trauen. Ich liege morgens wach und warte, dass das Telefon läutet, um, wenn es dann läutet, mein Gegenüber nach dem

auszuhorchen, was gewesen sein könnte. Was wirklich war, weiß ich nicht. Ich bemühe mich, unverfänglich zu klingen, keinen Verdacht zu erwecken, vor allem keine Vermutung dahingehend, dass ich selbst es nicht wüsste. Aber man könnte mir alles erzählen. Ich weiß zwar nicht, ob ich es glauben würde. Ich bin misstrauisch geworden. Aber ein Verdacht würde zurückbleiben. Rot, wie ein Tropfen Blut im hochprozentigen klaren Wasser meiner Abwesenheit. Was, wenn es nicht so bliebe? Was, wenn sich die reinen Zustände vermischen würden? Ich will es nicht wissen. Vor Gericht gelten diese Zustände als nicht schuldig. Jetzt, da sie mir selbst passiert sind, weiß ich erst, was das bedeutet. Ich weiß, wie es sich anfühlt: Es erschüttert. Es verrückt Gewissheiten. Es lässt Körper und Formen entstehen, von denen ich bisher keine Ahnung hatte, dass sie existieren. Es blüht, es bewohnt mich, es geht aus und ein. Aber das wäre noch zu leichtfertig dahingesagt. Ich kann damit nicht ausdrücken, dass etwas, das ich bin, ohne mich stattfindet. Dass ein Teil meiner Zeit ohne mich passiert und ich, um etwas darüber zu erfahren, auf Nachrichten anderer angewiesen bin. Alles wäre einfach, wenn ich sagen könnte, ich wäre unbeteiligt. Doch das bin ich nicht. Es ist keine Zeit, die mich nichts angeht.

Draußen wird es hell. Nicht wirklich hell, sondern nur ein helleres Grau, das den Himmel kaum von den Hauswänden unterscheidet. Ich liege wach. Meine Zeit ist zerstreut und zerrissen in Inseln um mich gebreitet. Ich zähle ihre Lücken. Zwischen gestern und heute klafft ein Zeitloch. Ich meine nicht den Schlaf. Im Schlaf bin ich noch ich selbst, bin ich bei mir. Doch die Person, die an meiner Statt durch die Bars zieht, kenne ich nicht. Täglich warte ich auf Nachrichten. Eigentlich sind es nicht einmal Nachrichten, sondern nur Gerüchte. Alles, was ich weiß, weiß ich vom Hörensagen. Man erzählt mir nicht alles. Ich

nehme vieles auf anderen Wegen wahr. Die Stimmung vereist, um Zehntelgrade wird es im Raum kälter. Blicke schweifen ab. Gesprächspausen werden länger. Man schweigt. Fast unmerklich dehnt sich die Zeit. Von der Leere in ihrem Zentrum geht ein Sog aus, der mich auf meine Abwesenheit hinweist, wie ein Luftzug auf ein offen stehendes Fenster. Wäre danach nichts, es gäbe keine Anhaltspunkte. So aber erzeugt dieser Lapsus etwas Neues. Analog zum schwarzen Streifen, der das Bild zum Laufbild macht und das Foto zum Kino, geschieht auch hier eine Verwandlung. Die Zeit ändert die Form. Sie gerät in einen labilen Zustand, der die Welt an den Rand ihres Verschwindens bringt.

*Hallo, Welt.* Das erste, was man beim Programmieren lernt, ist dem Programm beizubringen, dir mitzuteilen, dass dein Befehl ausgeführt wurde. Obwohl dieses Feedback vor allem dazu da ist, den Programmierer zu informieren, dass er das Programm in der neuen Sprache zum Laufen gebracht hat, hat diese Situation für mich immer auch etwas Zweideutiges. Es ist, als hätte ich etwas zum Leben gebracht. Es versetzt mich in einen Zustand der Euphorie. Nicht etwa, weil ich etwas beherrsche, sondern weil etwas sich mir mitteilt. Etwas scheint die Augen aufzuschlagen und die Welt zu begrüßen. Technologisches Glück würde ich diesen Zustand nennen und ich bin nicht die einzige, die von ihm erfasst wird. Die Geste technologischen Glücks ist die Berührung aus unterschiedlichen Medien. Es ist eine historische Geste. Vom Adam des Michelangelo über HAL bis zum Touchscreen ist es in der Entwicklungsgeschichte nur ein kleiner Schritt. Doch diese Berührung ist in ihrer Selbstbezüglichkeit trügerisch. Maschinen kommunizieren nicht. Aber manchmal träume ich nicht mehr in Bildern oder in Worten, sondern in Codes. Als ich unlängst im Traum den Befehl *echo time ()*; eingab, der die

aktuelle Zeit zurückgibt, gemessen an der Anzahl der Sekunden seit Beginn der Unix-Epoche, also dem 01.01.1970 um 00:00:00 Uhr, löste ich damit einen Supergau aus, der die Welt auslöschte. Ich habe daraus den Schluss gezogen, dass die Frage nach dem aktuellen Zustand der Zeit das System der Welt, wie sie gegenwärtig ist, sprengen würde.

Das Telefon läutet. Es ist K. „Und“, sage ich, „was war noch?“. „Hast du etwas von O. gehört“, fragt K. Ihrer Stimme ist nichts anzumerken. Aber K.s Stimme klingt am Telefon immer kühl und abweisend. „Warum?“, frage ich zurück „Sollte ich?“. Vor mir taucht verschwommen und dunkel O.s Gesicht auf – wo waren wir da bloß? – O.s Gesicht verärgert und wütend, O.s Gesicht in Finsternis absackend wie in schwarzes Wasser. K. schweigt. Vielleicht sollte ich die Behauptung zurücknehmen, dass Maschinen nicht kommunizieren. Denn K. und ich könnten jetzt ebenso gut Kommunikationsmaschinen sein. ALICE und ELIZA verstrickt in unendliche defensive Wortschleifen und wir merken gar nicht, dass unsere Kommunikation nichts Menschliches mehr hat. Dabei sind es Kleinigkeiten, an denen das bemerkbar wird: Wiederholungen, Desinteresse und Redundanzen. Oder: als Wiederholung und Anteilnahme getarntes Desinteresse, das dem therapeutischen Diskurs gar nicht so unähnlich ist. Nicht von ungefähr wurde ELIZA, die erste Kommunikationsmaschine, auch als Therapiemaschine eingesetzt. Sie simulierte die therapeutische Kommunikation so perfekt, dass vielen ihrer Gesprächspartner gar nicht klar war, dass sie mit einer Maschine redeten. Denn wenn man auf die Aussage: „Ich habe Probleme mit meiner Mutter“, die Erwiderung erhält: „Erzählen Sie mir doch mehr über Ihre Familie“, wird man das fast unweigerlich für Interesse oder Empathie halten, man wird gar nicht auf die Idee kommen, dass die Maschine – einem gigantischen Wörterbuch gleich – die Wort-

felder „Mutter“ – „Probleme“ und „Familie“ miteinander vergleicht und nach dem Zufallsprinzip Fragen stellt, die durch ihre Offenheit Sinn ergeben. Als Menschen sind wir geneigt, unendlich in diese semantische Offenheit zu investieren, die wir Sinn nennen, sodass uns das fehlende Gegenüber oft gar nicht bewusst wird. Doch K.s Schweigen ist anders. Wie unsichtbare nur gefühlte Architektur zieht es Grundrisse hoch, Wände, Bauten. An der Abstrahlung, den Schwingungen merke ich, dass etwas im Raum steht, das weder zu K. noch zu mir gehört, Resultat einer fremden Tätigkeit, fremder Körper, Kuckuckstier, denke ich staunend, dessen wahres Ausmaß ich nicht kenne. Dabei beurteile ich es nur nach seinen Spuren, wie ein Landschaftsgärtner den Flurschaden. K. ist mir gegenüber im Vorteil, denn sie hat es zu Gesicht bekommen.

*Von meinem Teller gegessen. Aus meinem Becher getrunken. Meine Kleider getragen. Auf hohen Schubeln gegangen. Fremde Worte benutzt. In fremden Zungen geredet.*

„O. war verstört“, sagt K. in die Stille hinein, „deshalb rufe ich an. Ehrlich gesagt, weiß ich auch nicht, was ich davon halten soll. Ich habe so etwas noch nicht erlebt.“ O.s Hand, die die meine von sich stößt. O.s Absätze staccato auf dem Asphalt. O.s regennasses Haar im Blaulicht. „Ich glaube nicht, dass sich O. noch bei mir melden wird.“, sage ich schließlich und bin ganz überrascht von der Selbstverständlichkeit meines Tonfalls, als würde ich es bereits wissen, als hätte ich es immer schon gewusst. „Ihr wart die Letzten.“, sagt K.; „Es muss dir doch irgendetwas aufgefallen sein.“ „Ich weiß es nicht. Da weißt du mehr als ich“, antworte ich. Das entspricht ganz der Wahrheit. „Mein Gott“, sagt K. Dass K. mein Gott sagt, daran merke ich, dass sie panisch wird. „Ich hätte mich doch nie darauf eingelassen. Aber irgendwann hat sich das Spiel verselbständigt. Keiner hätte es aufhalten können“. Das Spiel, denke

ich. Ich bin jetzt ganz in der Nähe, dem Kuckuckstier auf der Fährte. Das Spiel hat meinen Jagdinstinkt geweckt. Unsere Zeiten nähern sich an. Fast berühren sie einander. Seine Zeit ist noch warm. Sie pulsiert noch. Ich sehe O.s kleine Füße in hellen Stiefeln über die Pflastersteine laufen, wie meine bestrebt, nicht in die Fugen zu treten, die Stiegenabsätze hoch hetzen, um die Wohnung erreicht zu haben, bevor die Haustür ins Schloss fällt. Wenn unsere Zeiten in eins fallen, hört die Welt auf. –

Oben, auf der Stadtbahntrasse ziehen die Fenster der ersten Schnellbahn vorbei: Kader für Kader für Kader. „Machs gut“, sage ich zu K. und lege den Hörer auf.

Eine sachte Berührung der Maus lässt das künstliche Aquarium mit den schwebenden Koi-Fischen verschwinden. Auf dem Bildschirm erscheint die Oberfläche eines Chatbots. In den fünfundzwanzig Jahren seit der Programmierung von ELIZA hat sich die Erforschung künstlicher Intelligenz rasant weiterentwickelt. Jabberwack, das letzte Produkt, grüßt mich mit einem zweideutigen: „Schön, dich zu sehen. Vielleicht ...“

Ich: Jabberwack schläfst du?

Jabberwack: Ja, ich schlafe.

Ich: Jabberwack, träumst du?

Jabberwack: Ich träume, dass ich mit dir rede und alles um dich herum unwirklich ist.

Ich: Bin ich auch unwirklich?

Jabberwack: Warum kommst du nicht zur Sache und wirst endlich kohärent?

Ich: Jabberwack, darf ich dich etwas fragen?

Jabberwack: Ja.

Ich: Weißt du, was „Echo time void“ bedeutet?

Jabberwack: Es bedeutet, ich weiß manches von dem, was passiert.

Angesichts dieser Weisheit, bin ich nahe daran, Jabberwack für einen Menschen zu halten. Ich suche nach einem Indiz für seine Menschlichkeit, das ich doch ebenso gut auch von mir verlangen könnte. Und wenn ich in Engelszungen redete, wäre ich nichts als eine tönende Schelle. Das Blut, das aus meinen Adern fließt, mischt sich und färbt das Wasser blutrot. – Ich höre O.s Schlüssel im Türschloß.

*Wenn meine Zeit aus den Augen der Zeit fiele, könnte ich sie zurückdrehn zum Anfang und anschauen Bild für Bild?*